



MARC KAYSER

Der Schatten aus dem Ramper Moor

Ein **SCHWERIN**-Krimi



 BILD
UND
HEIMAT

Kommissarin klingelte, lauschte einen Moment, dann summt es. Sie stieß die schwere Holztür auf und wich kurz zurück. Schwere Schwaden eines Küchengeruchs aus Frittierfett, Gemüsesud und Saucen schlugen ihr entgegen, die sie jedoch tapfer durchschritt.

»Kommen Sie rein«, sagte Marie Schacht zu ihr, eine Frau von Mitte fünfzig, adrett gekleidet, sachte geschminkt. Ihr mittellanges Haar hatte sie sich hinter die Ohren gesteckt, einen olivgrünen Seidenschal umgebunden, der wirklich gut zu ihrem sandfarbenen Kostüm passte. Sie roch ein wenig nach Rosen und Jasmin, wie die gesamte Wohnung.

»Ist Ihr Mann auch da?«, fragte Eva Lindenthal freundlich, während sie ihre Hand zum Gruß darbot. Frau Schacht ergriff sie und zog die Kommissarin in die Wohnung hinein. Der dunkle Flur endete nach nur zwei Schritten. »Nein«, sagte sie, »er lebt nicht mehr. Sie müssen mit mir vorliebnehmen. Es wird doch mit Leon nichts passiert sein?«

Frau Schacht wohnte in einer Eigentumswohnung mit hohen Decken, schönen Holzfußböden und restaurierten Kastenfenstern, vor denen ein schmaler Balkon angebaut war. Er war zur Straße hin ausgerichtet, so dass man von ihm einen weiten Blick hinüber zum Florapark hatte. Die Kommissarin verharnte kurz bei diesem Ausblick und sah, wie der Rauch aus den Ölföhrnen emporstieg.

»Setzen Sie sich doch«, sagte Marie Schacht. »Wollen Sie einen Kaffee?«

»Nein, danke, aber wenn Sie Tee haben? Das wäre sehr freundlich. Es tut mir auch leid, dass ich ...« – sie kam nicht zu Ende, weil ihre Gastgeberin sie unterbrach und sagte: »... Sie mich stören? Nein, nein«, winkte sie ab, »wenn's was Wichtiges gibt?«

Eva Lindenthal folgte der Mutter des Toten in die Küche. Sie beobachtete jeden der Handgriffe der hübsch gekleideten Frau. Als der Tee aufgebrüht vor ihr dampfte und Marie Schacht sich an den Küchentisch gesetzt hatte, sagte die Kommissarin: »Ich habe keine guten Nachrichten über Ihren Sohn. Er lebt nicht mehr. Er ist höchst wahrscheinlich vergiftet worden.« Sie fixierte die Augen der Mutter. Die blickte erst ungläubig und dann verzweifelt auf die Kommissarin. Schließlich vergrub sie ihr Gesicht in beiden Händen. Ein lautes Schluchzen rollte wie die Welle eines Tsunami durch ihren Körper.

»Warum?«, flüsterte sie. »Warum?« Sie zitterte jetzt stark. Eva Lindenthal trat dicht an sie heran und legte eine Hand auf ihre Schulter. »Es tut mir sehr leid, Frau Schacht. Aber wenn Sie uns weiterhelfen können?«

Sie blickte jetzt auf ein durch Tränen verquollenes Gesicht.

»Ich wusste immer, dass irgendwann einmal etwas schiefgehen würde«, sagte die Mutter jetzt leise.

»Warum dachten Sie das?«

»Als Polizist lebt man gefährlich«, antwortete sie. »Und dann noch seine Freunde, diese Weltverschwörer und Besserwisser ...«

»Wie meinen Sie das, und wen meinen Sie?«, fragte die Kommissarin hastig.

»Leon ist ... war ... schon immer ein Junge mit dem Hang zu Räuber-und-Gendarm-

Spielen, zu Fabelwesen und Verschwörungstheorien. Wobei er immer der Räuber war, der noble Geist oder der Rächer, der die Welt retten wollte vor bösen Mächten. Ich habe mich sehr gewundert, dass er Polizist wurde. Früher hat er gesagt, dass Polizisten zum System gehören und es schützen. Und das lehne er ab. Und dann wurde er selbst zu einem.« Marie Schacht blickte zu Eva Lindenthal auf. Ihre Augen glänzten wie nasse Steine. »Wo ist er jetzt?«, fragte sie.

»In der Schweriner Pathologie«, sagte die Kommissarin. »Ich habe noch keinen Termin für eine Identifizierung durch Angehörige.«

Marie Schacht schwieg. Ihre Augen starteten auf irgendeinen Punkt an der Wand gegenüber.

»Was machte Ihr Mann?«, fragte die Kommissarin. »Wie war sein Verhältnis zu Leon?«

»Hamburger Hochbahn, Manager. Er koordinierte Einsatzpläne von Bussen und Bahnen. Sein Kontakt zu Leon war jahrelang gestört. Es war kein Verhältnis auf Augenhöhe, eher wie das von Rivalen. Beide waren sich, denke ich, herzlich egal.«

»Aber Sie als Mutter hatten ein gutes Verhältnis zu ihm?«,

»Ja«, sagte Marie Schacht. »Leon war ein guter, herzlicher und freundlicher Junge. Ich habe vieles von dem bewahrt, womit er sich als Kind und Jugendlicher beschäftigt hat. Wollen Sie es sehen?«

Die Kommissarin reagierte überrascht. »Sehr gern«, sagte sie. »Wann ist er denn ausgezogen?«

»Gar nicht«, sagte die Mutter.

»Gar nicht?«, fragte die Kommissarin verwundert.

»Er kam zwar nur noch selten nach Hause«, sagte Leons Mutter, »aber alles steht hier herum, als käme er jede Minute heim.«

Sie stieß die Tür, die nur angelehnt war, mit einer Fußspitze auf. Es war das letzte von vier Zimmern, die allesamt vom Flur abgingen. Es wirkte aufgeräumt und hell und war mit einem Doppelbett, einem dunkelblauen Plüschsessel, einem gut gefüllten Bücherregal, einem etwas fleckigen Holztisch samt Holzstuhl und einem orangefarbenen Teppich eingerichtet. An der Wand pinnte ein Poster des umstrittenen britischen Okkultisten und Sexualmagiers Aleister Crowley. Ein Mann, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geboren worden und 1947 gestorben war; ein Mann, der malte, schrieb, kokste, Heroin spritzte, Opium rauchte und wüste Sexualriten abhielt. Der sich selbst »Das Große Tier 666« nannte und in Großbritannien zur Jahrhundertwende als »bösester Mensch der Welt« verschrien war und 1923 von Mussolini aus Italien geworfen wurde, nachdem einer seiner Jünger in der Abtei umgekommen war, angeblich bei einem »magischen« Ritual. Aleister Crowley war für die Öffentlichkeit damals weitaus mehr als ein okkulturer Guru; für die einen war er ein exzentrischer Intellektueller, für andere ein Teufelsanbeter, der Frauen und Kinder für seine Riten zu opfern bereit war. Über der Zimmertür Leon Schachts prangte Crowleys berühmter Satz: *Tue, was du willst, dies soll das ganze Gesetz sein.*

»Ich würde davon gern ein Foto machen«, bat die Kommissarin.

»Sie dürfen«, sagte Marie Schacht. »Aber Leon glaubte nicht etwa an den Teufel oder war ein Anhänger des satanischen Okkultismus von Crowley. Leon war als Jugendlicher eher ein Gothic-Typ. Er glaubte an Magie, Spiritualität und die Kraft der Welt.«

»Was heißt ›als Jugendlicher‹?«

»Er hatte viele Phasen. Etwa mit vierzehn pilgerte er beinahe jeden Abend in die Rote Flora und bezeichnete sich als Linksautonomer. Später rauchte er Gras, fuhr auf Festivals, auf denen er in seinem Alter eigentlich nichts verloren hatte. Irgendwann bekam er bei einer Demo gegen Nazis den Schlagstock eines Polizisten ab. Das hat ihn frustriert. Er wusste plötzlich nicht mehr, auf welcher Seite man stehen sollte, um Gerechtigkeit zu erfahren. Aber diese Links-Rechts-Schemata sind ja auch heute noch mehr als kompliziert ...«

»Ab wann interessierte er sich für die Lehren Crowleys?«, unterbrach sie die Kommissarin.

»Das muss so mit siebzehn oder achtzehn gewesen sein. Er verschlang dessen Bücher und alles, was es aus dem Dunstkreis zu lesen gab.«

»Zu Aleister Crowley fällt mir Jungfrauenopferung, Tierquälerei und ein übermäßiger Hang zu unsittlichen sexuellen Übertreibungen ein. War er denn in dieser Hinsicht auffällig? Hatte er womöglich ein gestörtes sexuelles Verhalten sich selbst gegenüber?« Eva Lindenthal wusste, wovon sie redete. Als Jugendliche war sie fasziniert von den umstrittenen Wegbereitern der sogenannten freien Liebe. Sie war aber auch davon überzeugt, dass Sex Machtausübung des anderen über sie selbst war. Deshalb hatte sie erst sehr spät »ihr erstes Mal«.

»Leon und Sex?«, antwortete Marie Schacht und lachte gekünstelt auf. »Das hätte ich sicher mitbekommen.«

»Das genau meine ich damit. Vielleicht benutzte er ja die Literatur, Meinungen, Ansichten und Ideologien Crowleys als Kompensation für eine Art asexuelles Verhalten? Hatte er zwischen vierzehn und achtzehn eine Freundin?«

»Nicht, dass ich wüsste«, antwortete Marie Schacht. »Es hat mich aber auch nicht weiter beunruhigt. Sie wissen ja, dass Mütter ihre Söhne äußerst ungern in die Arme einer anderen Frau entlassen.« Sie lächelte verlegen.

»Und als er älter wurde?«

»Ich denke nicht«, sagte sie. »Leon war kein Womanizer.«

»War er vielleicht schwul?«

»Eher nein.«

»Denken Sie, dass Mütter immer wissen, in welchen Betten ihre Söhne schlafen?«, provozierte die Kommissarin sie jetzt.

»Ich schon!«, sagte Leons Mutter scharf. »Wir haben uns alles erzählt. Ich war seine Vertraute.«

»Soso«, kommentierte die Kommissarin kurz. »Kommen wir mal auf die Primärinteressen Ihres Sohnes als Teenager zurück. Glaubten Sie auch an das Okkulte, an Sexriten und den Satan?«

Marie Schacht blickte an der Kommissarin vorbei auf einen imaginären Punkt an der Wand. Sie würde jetzt entweder lügen oder ihr etwas verheimlichen, dachte Eva Lindenthal sofort. »Ich glaube an magische Energien«, sagte Marie Schacht und glitt an der Kommissarin vorbei in den Flur.

»An die positiven oder die negativen Energien?«, fragte Eva Lindenthal nach.

»Sowohl als auch. Wie Sie wissen, gibt es eine Dialektik aus beidem. Die eine kann ohne die andere nicht existieren.«

»Geht es konkreter?«, bohrte Eva Lindenthal.

»Nehmen Sie die Menschen«, sagte Marie Schacht. »Die einen wollen das Gute, andere das Böse. Entweder man wird Polizist oder Verbrecher. Leon wurde Polizist. Ob er mit dieser Entscheidung immer nur Gutes bewirkt hat?« Sie machte eine Pause. »Ich weiß es nicht. In seiner Zeit als mobile Einsatzkraft war er an vielem beteiligt.«

»Das klingt ziemlich unkonkret«, sagte die Kommissarin. »Wohnt nicht auch jedem guten Menschen das Böse inne? Ist der gute Mensch nicht vor allem deshalb gut, weil er seine Obsessionen und bösen Niederungen unter Kontrolle halten kann?«

»Ich brauche jetzt Stille«, sagte die Frau spürbar abweisend. »Haben Sie noch weitere Fragen?«

»Einige«, sagte Eva Lindenthal, »aber vielleicht sollten Sie sich auf einen Besuch bei uns im Kommissariat einrichten.«

»Gut«, sagte Marie Schacht.

Eva Lindenthal fixierte sie jetzt scharf. »Sie sollten uns nichts verschweigen, was zur Aufklärung des unglücklichen Todes Ihres Sohnes beitragen könnte.«

»Stellen Sie die richtigen Fragen, und Sie bekommen Antworten«, sagte Marie Schacht.

Die Kommissarin lächelte jetzt säuerlich.

»Hatte Leon enge Freunde, deren Kontakte Sie mir geben können? Oder eine Freundin? Oder jemanden, der ihn so gut kannte wie Sie?«

»Nein, ehrlich nein. Leon hat über sein Privatleben selten gesprochen.«

»Das sagten Sie bereits«, antwortete die Kommissarin lapidar. Und schob sofort hinterher: »Sagt Ihnen der Name Theo Sander etwas?«

Es zuckte kurz um Marie Schachts Mundwinkel. »Nein, nie gehört den Namen. Gehen Sie jetzt. Ich will trauern dürfen.«

Marie Schacht machte einen Schritt auf die Kommissarin zu. Die blieb stehen, wo sie gestanden hatte. Und legte viel Strenge in ihre Stimme: »Wo waren Sie gestern zwischen sieben Uhr morgens und vierzehn Uhr am Nachmittag, Frau Schacht?«

Die Mutter des Toten rang kurz mit ihren Händen, aber zeigte dann ein Lächeln. »In meiner Praxis, Frau Kommissarin. Ich bin Heilpraktikerin. Das können meine Angestellten

bezeugen.«

Eva Lindenthal rauschte verärgert aus der Wohnung. Sie ahnte, dass Marie Schacht log. Doch sie kam nicht dahinter. Noch nicht.

Vor der Tür vermengten sich die Gerüche von brennenden Holzscheiten, Cannabis-Dampf und einer kräftig gewürzten Suppe miteinander.

Aus der Stadt war sie wesentlich schneller heraus, als sie hereingekommen war.

7

Etwa zur gleichen Zeit in Schwerin

Der Mann, der sich soeben auf der Straße ein Taxi heranwinkte, sah aus wie Ende dreißig, machte einen sportlichen Eindruck, war großgewachsen und hatte eine gesunde, kräftige Gesichtsfarbe. Seine Haare standen widerborstig auseinander und gaben ihm einen verwegenen Ausdruck. Seine Bewegungen waren so geschmeidig wie bei einem Menschen, der gut in Übung war.

»Nach Mueß, zur Alten Fähre«, sagte er und versank leicht stöhnend im Gestühl der schon etwas betagten Mercedes-Karosserie.

»Zur Ruine?«, fragte der Chauffeur. »Ist ja ein hübscher Ausflug nach dem Feiertag.«

»Ja, genau die.«

»Sind Sie einer der Investoren?«

»Ja«, sagte der Mann und lächelte leise in sich hinein. Er blickte sinnierend aus den Seitenscheiben des Autos.

Die Alte Crivitzer Landstraße führte, vom Autobahnkreuz A14 kommend, an weiten Feldern, kleineren Handwerksbetrieben, einem Feriendorf und einer stattlichen Anzahl an Einfamilienhäusern vorbei. Irgendwann traf sie auf eine Kreuzung, von der aus man zu Fuß bequem ans Südufer des Schweriner Sees gelangte. Versteckt hinter Bäumen, zugewachsen wie ein Baumhaus im Dschungel, fristete die Mueßer Ruine *Zur Fähre* ein jämmerliches Dasein. Das ehemalige Gasthaus, das einstmals zu den *Fuhrmannskrügen* gehörte und deren Wirte früher Fährleute und später Brückenwärter waren, bot mit seinen verdreckten Räumen und zerschissenen Türen und Wänden immer noch genügend Bilder, um sich vorzustellen, dass hier einmal reger Betrieb herrschte. Nunmehr war es ein guter Ort für Menschen, die das Dunkel suchten und im städtischen Abseits finstere Pläne schmiedeten. Zwar sollte die *Fähre* wieder neu aufgebaut werden, doch bis dahin war sie als verschwiegener Treffpunkt hervorragend geeignet.

Und so war es gut, dachte der Fahrgast, dass der Taxifahrer glaubte, er sei einer der Bauherren. Eine gute Tarnung. »Das dauert noch«, sagte er. »Aber wir arbeiten daran. Wir wollen ein Café, Ferienhäuser und Einfamilienhäuser bauen.« Der Mann gab einfach nur wieder, was er in der örtlichen Tageszeitung gelesen hatte.